

Leseprobe aus: **Ein Leben in zwei Welten** von Gottlinde
Tiedtke/Alexandra Thurmayr.
Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Verlages.
Alle Rechte vorbehalten.

PRANAHAUS[®]
Alles Gute für Körper, Geist und Seele

Hier geht's zum Buch

[>> Ein Leben in zwei Welten](#)

Gottlinde Tiedtke

Ein Leben in zwei Welten

Eine Zeitreise zu Babaji

„Ihr, die Ihr Leid tragt, fürchtet nicht die Begrenzung der Zeit, denn ich werde zu euch kommen und euch lehren im Traum.“ Babaji

Ich träumte ich war in einem Haus, es war mein Haus und doch sah es ganz anders aus, es fühlte sich vertraut an. Ich ging durch einen Gang, öffnete eine Tür, dahinter war mein Zimmer, ich war mir ganz sicher, aber stattdessen eröffnete sich ein großer neuer Raum vor mir. Er führt zu einem anderen Haus, einem dass ich mir schon immer erträumt hatte. Eines, dass nach meiner Kindheit roch, einem Versprechen von Glück und einer Liebe so groß wie der Ozean. In diesem Moment erwachte ich.

*„Es gibt eine unsichtbare Welt, die die sichtbare durchdringt.“
Gustav Meyrink*

Man hatte mir wohl die Gabe der Traumvorhersehung in die Wiege gelegt.

Bereits im Alter von fünf Jahren träumte ich zur Verwunderung meiner Eltern alltägliche und auch erschreckende Dinge voraus.

Die Gabe

„Na wie haben wir denn heute Nacht geschlafen“, fragte mich mein Vater, während er gemütlich auf der Ofenbank unserer Küche saß und in der bunten Kaffeemühle den Frühstückskaffee malte. Die Luft war durchdrängt vom Duft frisch gemahlener Kaffees.

„Papa ich habe geträumt, dass sie heute einen Toten bringen und du musst da sein zum Unterschreiben“, erzählte ich eifrig.

Mein Vater war Schulleiter, zweiter Bürgermeister und Kantor. Kurz nachdem wir unser Frühstück beendet hatten, klopfte es und der Gemeindegeldhelfer stand vor unserer Tür.

“Herr Kantor wir haben einen Toten dabei, anscheinend wieder ein russischer Gefangener, der sich verirrt hat. Wir brauchen Ihre Genehmigung für die Durchfahrt nach Sebnitz.“

Mein Vater nickte und unterschrieb.

Wir schrieben das Jahr 1914 und der erste Weltkrieg hatte gerade begonnen. Russische Gefangene wurden zur Zwangsarbeit verpflichtet und nutzen jede Gelegenheit zur Flucht. Dann verirrteten sie sich in der steinigten, kargen Landschaft der sächsischen Schweiz und starben kläglich.

Ich war unerschrocken und neugierig. Es reizte mich ungemein den Toten genau zu studieren. In einem Augenblick in dem ich mich unbeobachtet wähnte zog ich leicht an dem Tuch, das sein Gesicht bedeckte.

Mein Vater ertappte mich und sagte leise zu mir“:

“Ist das der Mann aus deinem Traum?“

“Ja, ich erkenne ihn wieder, er sah genauso aus,“ antwortete ich.

Für ihn war dieser Vorfall nicht außergewöhnlich.

Ich hatte schon oft etwas vorausgeträumt und empfand diese Fähigkeit als vollkommen normal, ja ich glaubte, das jeder über sie verfügte.

Ich bin Johanna die Älteste von sechs Kindern, benannt nach der Heiligen Johanna von Orleans, die meine Mutter zutiefst bewunderte. Meine Mutter war eine sehr resolute Frau. Klein von Gestalt aber mit außergewöhnlichen Fähigkeiten gesegnet.

So wie meine Großmutter Katharina, die mehrere Sägemühlen ihr eigen nannte, und bereits zur damaligen Zeit viel Aufsehen auf sich zog, als sie ganz in Schwarz gekleidet mit ihrer Kutsche bei Wind und Wetter über die Kämmen des Erzgebirges fegte um das erwirtschaftete Geld einzutreiben.

Katharina hatte ihrem Mann das Leben gerettet, als die Franzosen diesen 1870 im Krieg erschießen wollten. An einem schönen Sommertag, sah sie die Feinde von weiten kommen und band ihn kurzerhand unter das Mühlrad, wo er unentdeckt blieb – und

überlebte. Sie selbst überlebte er nicht, nach zwölf Jahren Ehe ließ er sie mit zwölf Kindern zurück. Jedes dieser Kinder wurde nach einer Oper benannt: Tristan, Isolde, Melusina, Aida, Carmen, Salome, Giovanni, Otello, Genoveva, Daphne, Carlos und Richard.

1882 wurde meine Mutter geboren. Sie erhielt den Namen Tosca. Sah man von einem missgestalteten Klumpfuß ab, war sie von schöner Statur. Ihre langen dunklen Haare trug sie immer in einem strengen Dutt.

Sie hatte tiefbraune Augen und einen durchbohrenden Blick, dem nichts zu entgehen schien. Meine Großmutter sorgte dafür, dass all ihre Kinder eine gute Ausbildung erhielten, das galt auch für meine Mutter, die eine Diakonissenschwester war. Was Tosca aber wirklich auszeichnete, waren ihre intuitiven Fähigkeiten. Nach dem sie viele Jahre als Krankenschwester gearbeitet hatte, entschied sie sich eines Tages auf Bitten eines Arztes das Angebot anzunehmen in der nah gelegenen Heilanstalt für psychisch kranke Menschen zu arbeiten.

Ich interessierte mich brennend für die Geschichten, der sogenannten "Verrückten".

Einmal erzählte Sie mir von einer Frau, die bei jeder ihrer Schwangerschaften derart durchdrehte, dass ihr Mann sie in einem Möbelwagen anliefern musste, da sie wild um sich schlug und alles demolierte. Sie hatte eine unglaubliche Kraft. Obwohl sich niemand an die Frau herantraute, ging meine Mutter ruhig und gefasst auf sie zu, sah ihr in die Augen und sprach mit ihr. Wie durch ein Wunder wurde die Frau in der Nähe meiner Mutter ganz handsam und benahm sich wie ein erschöpftes Kind. Kurz nach der Geburt waren alle Symptome verschwunden und die Frau war wieder vollkommen normal.

Eine andere Frau, eine sehr vornehme Dame, die von ihrem Mann betrogen worden war, und dies nicht verwinden konnte, hatte meiner Mutter aus Apfelkernen und Haar in mühseliger und unvorstellbarer Feinarbeit einen ganzen Mantel geknüpft.

Als diese Frau dann Jahre später starb schlug die Uhr, obwohl diese sonst niemals zu dieser Stunde die Zeit verkündete.

Während der 1. Weltkrieg tobte wurden viele Ärzte an die Front geschickt. Die Frauen traten an ihre Stelle, mussten die Kranken pflegen und manchmal sogar den Mediziner ersetzen.

Meine Mutter war pausenlos im Einsatz, denn nach ihrer Heirat hatte man sie zur Assistentin des hiesigen Landarztes erkoren. Als auch dieser in den Krieg musste, war sie auf sich selbst gestellt. Dank ihrer Intuition und ihrem Wissen war sie sehr schnell im ganzen Umkreis bekannt. Sie arbeitete mit Kräutern, Homöopathie und Handauflegen.

Schließlich war Krieg und es gab kaum Medikamente.

Einmal kam ein Junge zu ihr, der sich den Griff einer Holzgabel ins Auge gerammt hatte, der Augapfel hing weit heraus. Meine Mutter hat kurzerhand die Augenhöhle desinfiziert und den Augapfel wieder an seinen Platz gedrückt.

Der Junge bekam keine Infektion und behielt sein Augenlicht.

Mit der Zeit holte man meine Mutter immer öfter zu den Sterbenden.

Was Tosca und mich verband war eine Gabe, die sich mehr als einmal auch als Fluch erweisen sollte.

Meine Mutter war eine Seherin, sie wusste weit vor der Zeit, ob ihre Patienten dem Tod geweiht waren.

Auch sprachen diese zu ihr bevor sie ihre Augen schlossen und verabschiedeten sich. Dann schlug die Uhr zu einer unerwarteten Zeit, ein Glas zersprang und sie erzählte uns wer gegangen war....

Heidenau, ein Yogi und ein Poltergeist

Endlich konnten meine Schwester und ich wieder Kinder sein. Wir wohnten jetzt auf einem alten Gutsherrenhof, den wir uns mit mehreren Flüchtlingsfamilien teilten. Meine Mutter hatte unsere Puppen und unser Lieblings-Spielzeug für uns gerettet. Die Kinder der hiesigen Bauern kannten kaum Spielzeug, und waren hell begeistert. So brutzelten wir draußen unter den mächtigen Eichen auf einem kleinen Puppenherd Pfannkuchen. Die Freundin mit der ich damals gespielt hatte, lebt heute in Griechenland. Noch immer haben wir Kontakt und immer, wenn wir über diese Jahre sprechen kommt sie ins Schwärmen.

Ein paar Kilometer von Heidenau entfernt lag das Dörfchen Dohren. Es grenzte an einen kleinen Wald an und war nur über eine schmale Feldstraße erreichbar die, hauptsächlich von den Bauern befahren wurde. Dieser Weg, der nach Dohren führte war eines der Lieblingsmotive meiner Schwester Gabriele, die zu dieser Zeit gerade die Kunstakademie in Hamburg besuchte. Sie malte ihn gern und oft. Insbesondere dann, wenn die Heide blühte. In dem unberührten Waldstück wuchsen viele Pilze. An einem sonnigen Spätsommertag nahmen meine Schwester und ich unsere Fahrräder machten uns auf auf den Weg um dort Pilze zu sammeln. Es war sehr still, kein einziger Vogel war zu hören, was uns aber zu dem Zeitpunkt nicht weiter auffiel.

Als wir tiefer in den Wald kamen und auf einem alten ausgetretenen Weg so dahinliefen, hörten wir plötzlich Schritte hinter uns.

Wir drehten uns erschrocken um und blieben stehen. Im gleichen Moment stoppte das Geräusch. Nichts rührte sich, alles war still. Wir blickten uns beide ratlos an.

„Du hast es doch auch gehört?“, sagte ich zu meiner Schwester. „Ja, die Schritte, als ob uns jemand verfolgen würde“, erwiderte sie leise.

Nach einer Weile liefen wir weiter. Wenige Minuten später wiederholte sich der Vorfall. Nur klang es jetzt so, als ob uns jemand mit schweren Stiefeln folgte. Jetzt war es uns sehr unheimlich zu Mute. Jedes Mal passierte das gleiche. Erst waren

da Schritte und sobald wir uns umdrehten, waren die Geräusche nicht mehr zu hören. Inzwischen waren wir an einer kleinen Lichtung angelangt, die voller Birkenpilze war. Wir stellten unsere Körbe ab um sie zu pflücken. Doch in dem Moment als wir uns bückten, passierte etwas ganz und gar Unglaubliches. Quer durch die Lichtung schoss eine ca. 20 cm große Feuerkugel. Sie rollte ungefähr in einem Meter Entfernung an uns vorbei, gefolgt von weißem Rauch.

Wir nahmen entsetzt den Korb und rannten so schnell wir konnten los. Panikartig verließen wir den Wald, schwangen uns auf unsere Fahrräder und rasten nach Hause.

Als wir zur Tür herein preschten, begegnete uns der Hausherr. Er war Geologe und auch mein Lehrer. Wir konnten ihm gar nicht schnell genug berichten, was wir gerade erlebt hatten.

Er hörte gelassen zu und erklärte uns dann, dass dieser Wald berüchtigt sei. Viele schauerliche Dinge wären dort passiert, denn während der Zeiten des 30jährigen Krieges sei er eine Hinrichtungsstätte der Schweden gewesen. Es hätte dort sogar einen Blutstein gegeben, der den Hinrichtungen gedient habe. Jeder würde diesen Ort meiden, weil sich dort immer seltsame Dinge ereignen würden.

Uns war jetzt klar warum keiner die schönen Pilze wollte, die dort in so unberührter Natur wuchsen.

Meine Eltern hatten sich gerade eingerichtet als Tante Maria ihnen wieder mal einen Besuch abstattete. Unsere Wohnung war nun nicht mehr mit der alten zu vergleichen. Als Möbel dienten uns nun Orangenkisten, den Tisch und die Stühle hatte meine Mutter auseinandergesetzt und nach Heidenau geschickt. Wir schliefen auf Lazarettfeld-Betten und hatten nur eine Glühbirne als Lampe. Die Toilette war draußen in einem kleinen Häuschen und das Wasser kam aus dem Brunnen. Trotzdem wir kaum etwas besaßen schickte meine Mutter weiter Lebensmittelpakete zu all den armen Verwandten in die DDR. Ich glaube, dass sie sich allein mit all den vielen Paketen, die sie ihr Leben lang verschickte, ihren Weg in den Himmel gepflastert hat. Tante Maria hatte auch nicht viel, aber sie brachte ein Buch mit, das sich bald als großes Geschenk für meine Familie herausstellen sollte.

Es nannte sich „Autobiographie eines Yogi“, geschrieben von einem Inder namens Paramahansa Yogananda.

Meine Eltern hatten sich ja schon immer mit Esoterik befasst, aber das Buch übertraf alles. Sie waren so begeistert, dass sie sofort Mitglieder der Self-Realization Fellowship wurden und damit auch regelmäßig die Lehrbriefe von Yogananda erhielten. Für uns Kinder bedeutete diese Kehrtwende, dass wir ab sofort jeden Tag meditierten mussten. Es wurde eine feste Uhrzeit in den frühen Abendstunden vereinbart in der wir Yoganandas „Pranayama“ Atemübungen praktizierten.

Ich war erst skeptisch und las erst einmal das Buch, doch irgendwie sprach es mich an und ich beschloss die Übungen, die Körper und Geist harmonisieren sollten, einfach mal auszuprobieren. Anfänglich saß ich meine Zeit einfach nur ab und konnte dem ganzen Spektakel nicht viel abgewinnen, aber besser als Hausaufgaben machen war es auf jeden Fall.

Dann nach ein paar Wochen stellte ich fest, dass ich viel ruhiger und gelassener wurde, ich begann das zufriedene Gefühl, dass die Atemübungen in mir auslösten, zu schätzen.

Nach einiger Zeit konnte ich mir einen Tag ohne Meditation gar nicht mehr vorstellen. Im Gegenteil, mir war das nicht genug - ich war neugierig, was noch so alles hinter dieser Lehre steckte. Besonders fasziniert war ich von dem Meister dieses Inders.

In seinem Buch sprach er von einem Mahavatar Babaji, der seit Beginn der Welt im Himalaya die Geschicke der Menschen lenkt. Immer, wenn irdische Umwälzungen bevorstehen, greifen große Meister in das Schicksal der Menschheit ein, um sie zu warnen, zu schützen und ihnen zu einem höheren Bewusstsein zu verhelfen.

Babaji war ein Mahavatar. Übersetzt bedeutet der Begriff „großer Avatar“. Im Sanskrit symbolisiert er „das Herabsteigen der Gottheit in das Fleisch, also in einen menschlichen Körper. Babaji soll ehrwürdige Meister wie Shankara und Kabir in den Yoga eingeweiht haben, seine bedeutendsten Schüler sind Lahiri Mahasaya, Mahendra Baba und viele mehr.

In der Hindu Kosmologie kommt dem großen Avatar die entscheidende Rolle in dem sogenannten „wiederkehrenden Ende der Welt“, dem ewigen Kreis der Wiedergeburt zu. Sri

Ramakrishna der große Heilige des 19. Jahrhunderts vergleicht einen großen Avatar (Mahavatar) mit den Wellen des unendlichen göttlichen Ozeans.

Wie in einem kosmischen Meer lebt die Energie in Geist und Materie. Diese unendliche Energie nimmt während einer bestimmten Zeit eine konkrete Form an, und so erscheint dieses große Wesen als Mensch.

Der Avatar bleibt immer der Gleiche. Er projiziert sich in die See des Lebens. Taucht an einer bestimmten Stelle auf und wird Krishna benannt. Er taucht wieder unter und erscheint an einem anderen Platz als Christus. Der Avatar ist eins mit Gott. Er ist weder den kosmischen noch den Gesetzen der Natur unterworfen. Sein Wesen ist transzendent, sein Geist lässt sich nicht erfassen, sein Körper wirft keinen Schatten und er hinterlässt keine Fußspuren im Sand.

Eigentlich gibt es keine Erschaffung oder Zerstörung, sondern nur den Prozess der Transformation.

Seit dem Babaji Anfang des 19. Jahrhunderts in einer Höhle am Fuße des Himalaya nahe dem Dorf Hairakhan erschienen ist, wird er als "Baba Hairakhan" verehrt. Für Yogananda ist Babaji die große göttliche Inkarnation.

Seit Urzeiten ist Babaji als Shiva Avatar in den Himalayas bekannt. Er hat 1008 Namen, er ist der Anfang und das Ende, Licht und Schatten, Wahrheit, Einfachheit und Liebe. Seine Botschaft erreicht diejenigen, die zwischen den Zeilen lesen können:

„Ich bin nur hier um zu geben, seid ihr bereit zu empfangen?“.

Yogananda schreibt in seiner Autobiografie:

„Jeder, der den Namen Babajis ehrfürchtig ausspricht, zieht augenblicklich seinen Segen auf sich.“

Diese Worte beeindruckten mich damals schon tief.

Mein Vater hatte Fotos von Babaji und indischen Meistern wie Lahiri Mahasaya, Sri Yukteswar und Paramhansa Yogananda aufgestellt. Es zog mich magisch in den Raum in dem diese Bilder standen. Ich verbrachte viel Zeit dort, vor allem wenn ich meine Hausaufgaben machte. Dann sprach ich oft mit Babaji.

Ich teilte meine Nöte und kleinen Probleme mit ihm und hatte ein inneres Bedürfnis mehr über ihn zu erfahren. Ich schaute lange in seine Augen, bis sich diese auf einmal bewegten. Was mich

wiederum erschrak. Ich spielte mit dem Gedanken vielleicht später, wenn ich grösser wäre, in Yoganandas Ashram zu leben. Auf der Titelseite des „Life“ Magazins hatte ich fast nackte, mit Asche bedeckte Sadhus gesehen. Die Bilder waren eindrucksvoll, ich wollte einfach alles über diese exotische Religion erfahren. In dem Heft entdeckte ich auch ein Bild von einem wunderschönen Shiva, dem höchsten Gott der Hindus. Ich organisierte mir einen übergroßen Bogen Papier und malte ihn.

Das Bild platzierte ich dann hinter all den Fotos der Meister. Ich war so besessen von der Idee in den Ashram nach Glendale Los Angeles zu gehen, dass mein Vater jedes Jahr in ein Reisebüro mit mir fahren musste, damit wir uns nach den aktuellen Flugpreisen erkundigen konnten. Der Dollar war damals sehr hoch, die Preise für ein Ticket entsprechend teuer.

Mit 14 Jahren erkrankte ich an Hepatitis und hatte sehr hohes Fieber. Antibiotika gab es noch nicht, aber die Krankheit veränderte mein Leben.

Als ich krank in meinem Bett lag, erlebte ich etwas, an das ich mich auch aus frühen Kindertagen erinnern konnte.

Ich stand plötzlich vor einer Höhle und ging in sie hinein. Irgendwo am Ende konnte ich ein schwaches Licht erkennen. Ein wohliges Gefühl überkam mich. Ich fühlte mich geborgen. Doch im Gegensatz zu meiner Vision in der Kindheit sah ich dieses Mal noch etwas Anderes. Da waren unendlich viele Gesichter und ich erblickte meinen Körper unter mir – freischwebend im Raum.

Engelhafte Geschöpfe fassten nach meinen Händen und zogen mich hinauf in blaue Höhen, die lichtdurchstrahlt waren. Ich sah Christus, der mir zu nickte und Yogananda, der mich anlächelte.

Wesen mit langen Gewändern flüsterten mir zu:

„Wie schön, dass du jetzt kommst.“

Als ich meinem Vater davon erzählte, war er beeindruckt. Schon immer wollte er so etwas erleben. Auch nachdem Fieber, als ich wieder ganz gesund war, hatte ich die seltsamen Visionen. Es war als ob ich mich auf Knopfdruck von meinem Körper lösen und in eine andere Welt gehen konnte. Einer der Räume, die ich oft betrat, glich einem riesigen Opernsaal. In der Mitte war er ganz blau, man konnte senkrecht in diverse „Ränge“ aufsteigen, in andere schwebte man einfach hinein. Die Decke des Raumes war

nicht fest, sie war eher wie eine wolkige Schicht, diese konnte man durchstoßen und man befand sich in einem neuen noch höheren Raum. So setzte sich das immer weiter fort, bis man sich ganz weit oben nur noch in strahlendem Licht befand. Das Licht führte wiederum in eine neue Welt. Dort ertönte wunderbare Musik. Ich lief auf sanften grünen Wiesen.

Bäche aus Licht flossen an mir vorbei.

Die Welt blieb nie gleich, jedes Mal offenbarte sich mir eine neue. Fasziniert von diesen innerlichen Erlebnissen bemühte ich mich immer mehr in diese fantastischen Welten einzutauchen.

Ich musste mich nur setzen, mich auf mein geistiges Auge konzentrieren und schon zog es mich durch meine Wirbelsäule spiralförmig hinauf. In meinem Hinterkopf angekommen stieg ich ein paar Stufen auf einer Wendeltreppe aus weißen Knochen hinauf in meinen Kopf bis unter die Schädeldecke, schon war ich in einer anderen Welt.

Ich hatte dort Freunde. Ich konnte mit Tieren reden oder mich auf ihnen fortbewegen.

Manchmal stieg ich durch einen alten hohlen Baum abwärts, dann fand ich mich bei Gnomen und sonderbaren Tierwesen wieder. Wie ein Fisch konnte ich unter Wasser schwimmen, ganz ohne zu atmen. Schwebte ich hinauf in die lichten Welten, dann war ich ein Ritter in schimmernder Rüstung, der mit anderen gegen das Böse kämpfte. Mal waren das Schlangen, ein anders Mal unheimliche Missgeburten.

Ich nahm diese Kämpfe nicht leicht, waren sie doch zu real.

Ich wusste, dass ich alles geben und gewinnen musste.

Oft waren es Erlebnisse in denen ich zerstückelt wurde bis nichts mehr von mir übrig blieb. Irgendwie war ich dann aber doch noch da. Nur als körperloses Wesen. Ich war dann reines Bewusstsein. Ich lernte Wesen aller Art kennen, die mir Kräuter zeigten und Weisheiten verrieten. Wenn ich wieder in meinen normalen Bewusstseinszustand kam, schien mir die eigentliche Welt im Vergleich dazu oft dumpf und schwer.

Oft begegnete mir Yogananda auf einer Wiese voller sprechender, im Winde wehenden Blumen, die dann in einem Singsang riefen:

„Jetzt kommt sie!“

Er nickte dann nur und segnete mich.

Da war mir klar, wenn ich mehr über diese fremden Welten wissen wollte, dann gab es nur einen Weg für mich:

Ich musste in Yoganandas Ashram.

Mein Vater hatte all meine Erlebnisse akribisch aufgezeichnet und diese an Frau Dr. Erba-Tissot geschickt, die damals von Yogananda beauftragt worden war, seine Botschaft in Europa zu verbreiten. So reiste sie durch die Welt und hielt Lichtbildervorträge. Sie beantwortete den Brief meines Vaters mit den folgenden Worten:

“Oh Gott, das Kind muss seine Jugend genießen, Kreuzwörter lösen und Freunde haben“.

Sie konnte sich keineswegs erklären, was ich da so sah und erlebte. Sie wäre mit dem Bericht, den mein Vater ihr geschickt hatte, total überfordert gewesen, gestand sie mir, als ich sie viele Jahre später einmal in Rom besuchte. Auch wäre es ihr nie möglich gewesen an die Existenz Babaji's zu glauben.

Nachdem ich so einen starken innerlichen Kontakt zu Yogananda verspürte, war mein Entschluss in den Ashram nach Mount Washington zu gehen in Stein gemeißelt.

Ich hatte ganz klare Vorstellungen von meinem Leben, wollte etwas Sinnvolles machen, und hatte keine Lust auf so ein normales Durchschnittsleben wie meine Mitschülerinnen es führten. Heiraten, Kinder kriegen, das sollte alles gewesen sein? Die Hälfte meiner Klassenkameradinnen war mit 17 schon schwanger. Die Pille gab es damals noch nicht. Ich wollte etwas anders. Ich spürte den inneren Ruf, Yoganandas Lehre weiter in die Welt hinauszutragen und wollte etwas zum Wohle der Menschheit beitragen.

Meine Eltern waren in der Zwischenzeit wieder umgezogen. Diesmal in die Nähe von Frankfurt am Main. Das Taunusklima bekam meiner Mutter besser. Mein Vater war in diesem kleinen Ort unter anderem auch Lehrer für die evangelische Minderheit. Seltsamerweise wohnten wir im alten katholischen Pfarrhaus, aus dem der Pfarrer ausgezogen war.

Nachdem wir die erste Nacht in diesem Haus verbracht hatten, und mein Vater morgens mit dem katholischen Pfarrer auf dem Schulhof zusammengetroffen war, fragte dieser sofort:

„Na, wie haben sie denn geschlafen?“

Mein Vater sah ihn erstaunt an und erwiderte:

„Ziemlich bewegt“, wenn ich das so formulieren kann“.

Mitten in der Nacht wurden wir nämlich von einem Wahnsinns Gepolter aufgeweckt. Das Geräusch kam von der Holzterrasse, die vom ersten Stock hinunter zum Erdgeschoss führte.

Der Spuk passierte zwei Mal in dieser, unserer ersten Nacht. Meine Eltern sahen sich nur an und tuschelten. Von da an hörten wir das Getöse jede dritte Nacht. Meine Mutter räucherte, sprach Gebete, streute Salz. Jede Nacht, eine ganze Woche lang.

Dann war Ruhe.

An einem Abend, einige Tage später, blieb ich allein zu Hause, weil ich für die Schule lernen musste. Meine Eltern waren ins Theater gegangen. Als ich so am Schreibtisch meines Vaters saß, verspürte ich plötzlich einen kalten Luftzug hinter mir gleich einem Wirbel aus Energie. Ich drehte mich erschrocken um und schaute in eine dunkelgraue Masse, die hinter mir stand. Ich kann nicht genau beschreiben was ich da sah, aber es sorgte dafür, dass mir förmlich das Blut in den Adern gefror.

Ich war wie erstarrt, traute mich nicht zu bewegen oder umzudrehen. Die Masse fegte durch die Tür ins angrenzende Zimmer, kam wieder zurück mit eisiger Luft und tobte durch den Raum. In meiner Verzweiflung fiel mir auf einmal ein, dass ich in einem spirituellen Buch gelesen hatte, das die drei Worte „OM TAT SAT“ alle Geister vertreiben sollten. Wenn man zum Beispiel in alle vier Ecken des Bettes

„OM TAT SAT“ mit dem Finger schreiben würde, dann könne sich kein Geist nähern. Das Mantra würde einen schützenden Bann um einen legen. Also schrie ich in meiner Angst laut immer wieder „OM TAT SAT“.

Ich weiß nicht mehr wie viele Male. Ich traute mich weder aufzustehen noch zu fliehen. Da sah ich aus den Augenwinkeln wie die graue Masse durch die Wand verschwand. In meiner Panik muss ich so laut geschrien haben, dass ich nicht bemerkte, dass meine Familie zurückgekehrt war. Die sahen mich ganz entsetzt an und fragten was denn los sei. Nachdem ich Ihnen vollkommen aufgelöst erzählt hatte was passiert war, meinten meine Eltern, dass es besser wäre, wenn keiner mehr allein im Hause bliebe.

Doch mit der Zeit stellten wir fest, dass das Wesen tatsächlich verschwunden war, keiner sah es jemals wieder.

Der Pfarrer hatte sich zwischenzeitlich mit meinen Eltern angefreundet, trotzdem er ein Katholik war interessierte er sich sehr für Yoga und Reinkarnation. Er erzählte uns daraufhin, dass dieser Geist seit Jahren alle Pfarrer, die dort tätig waren belästigt hätte. Der Bischof hätte mehrere Male versucht ihn mit Weihrauch und Gebeten zu vertreiben. Das war aber nicht gelungen. Aus diesem Grund hätte man das neue Pfarrhaus gebaut. Man belustigte sich jedoch im Geheimen, erzählte uns der Pfarrer, dass es gerade einem „evangelischen Lehrer „gelungen war diesen Polterer zu vertreiben.

Meine Eltern waren davon überzeugt, dass sich manche Geister besonders wohlfühlten, wenn einem Haus eine gute Schwingung anhäftet, und es dann besonders schwer war sie zu vertreiben.

Babaji stellt die Weichen

Mein Schwager Hans hatte einen Traum.

Ananda Moy Ma „die Mutter der Glückseligkeit“ zu der Zeit die bekannteste indische Heilige Indiens, wurde 84 Jahre alt und hatte ihn höchstpersönlich zu ihrem Geburtstag eingeladen. Er solle unbedingt kommen. Hans nahm den Traum sehr ernst. Nachdem er ihn am darauffolgenden Morgen der ganzen Familie erzählt hatte, stand er ratlos vor uns und sagte:

„Was soll ich denn jetzt machen?“

Die Antwort meiner Mutter kam wie aus der Pistole geschossen:

„Na, was wohl, sie hat es dir doch gesagt, du sollst nach Indien fahren!“

„Nach Indien, du machst wohl Witze! Ich weiß gar nicht, ob ich jetzt so spontan Urlaub bekomme, außerdem ist das so weit weg, jenseits der Zivilisation. Dort ist es heiß und dreckig, das Wasser ist verseucht und mein Englisch ist schlecht. Ich kann zwar schreiben und lesen, aber mich kaum verständigen, das weißt du doch.“

„Na, das ist ja jetzt wirklich kein Problem, sprang ich ein. Dafür hast du ja mich, ich kann ja mitkommen.“

„Und ich auch, entgegnete mein Bruder, mein Englisch ist perfekt und ich wollte schon immer mal nach Indien.“ Hans war inzwischen auch ein begeisterter Anhänger Yoganandas und dieser hatte Ananda Moy Ma in seiner „Autobiographie eines Yogi“ sogar ein ganzes Kapitel gewidmet. Die Aussicht diese große Heilige zu sehen begeisterte uns alle.

Im Mai 1978 machten wir uns auf den Weg zu ihrem Ashram in Dehradun im Himalaya.

Es war der heißeste Mai seit den meteorologischen Aufzeichnungen Indiens. Alles strömte in den kühleren Norden Indiens. Obwohl es äußerst schwierig war ein Zugticket zu erhalten hatten wir Glück.

Wir ergatterten drei Plätze in einem total überfüllten Zug. Die Menschen saßen auf dem Dach, zwischen den Wagons, auf den Puffern des Zuges und blockierten die Gänge. Wir mussten zuerst nach Hardwar, in eine der sieben Pilgerstädte Indiens im Staate Uttarkhand.

Nach mehreren Stunden kamen wir vollkommen durchgeschwitzt dort an. Wir buchten zwei Zimmer im einzigen Hotel der Stadt, das tatsächlich Airconditioning haben sollte. Das Gerät befand sich unmittelbar neben dem Bett und hing direkt zum Fenster hinaus. Es war unsere Rettung. Mein Schwager Hans stand bereits kurz vor einem Kreislaufkollaps. Er wollte das Zimmer nicht mehr verlassen.

Es gab nur eine einfache „Hocktoilette“. Ich fragte den Hotelbesitzer, ob er Toilettenpapier hätte.

„Ja“, sagte er stolz und öffnete einen alten Holzschrank, der sich in meinem Hotelzimmer befand. Dieser war bis unter die Decke mit Papier befüllt. Es waren sorgfältig zusammengetragene Seiten aus alten englischen Zeitungen aus dem Jahr 1910, die mit Bindfaden zu kleinen Paketen gebunden waren. Die Seiten waren ganz vergilbt und brüchig.

Das Hotel blieb mir für immer in Erinnerung – auch weil ich dort, den besten Curry meines Lebens aß.

In Hardwar treffen nicht nur die Flüsse Alaknanda und Bhagirathi aufeinander um sich dort mit dem Ganges zu vereinigen, alle 12 Jahre findet dort auch die größte spirituelle Veranstaltung der Welt statt: die Kumbh Mela.

Die Stadt gehört dann den Sadhus. Asketen, mit langen verfilzten Haren, in orangefarbene Tücher gehüllt mit dicken Ketten aus Rudraksa-Kernen. Ihre Haut vollkommen bedeckt mit heiliger Vibhuti-Asche, die Stirn mit roter Farbe und Chandan bemalt.

An die vier bis fünf Millionen Sadhus soll es heute in Indien und Nepal geben.

Heilige Männer, die auf der Suche nach Erleuchtung, der Welt und ihren irdischen Gütern entsagt haben.

Hans war nach einer Ruhepause und Stärkung wieder auf den Beinen.

Am nächsten Tag fuhren wir in den frühen Morgenstunden zu der heiligen Stelle an der sich die drei Flüsse trafen. Ein weites Gebiet aus Sand erstreckte sich zwischen den Flussarmen. Ein Sadhu saß am Ufer. Vor sich hatte er wunderschöne Papierbilder von Shiva, Krishna und anderen Aspekten Gottes am Boden ausgebreitet. Ich kaufte ihm fast alles ab. Noch heute hängen die

Bilder gerahmt in unserem Haus. Am darauffolgenden Tag ging die Reise weiter nach Dehradun.

Der Ashram war prächtig geschmückt, überall wuchsen Palmen, exotische Blumen und Bodhi-Bäume. Unter den vielen Hundert Menschen befanden auch viele westliche Schüler von Ananda Moy Ma. Wir bezogen ein Zimmer in einem Gästehaus. Dann kam der große Moment:

Wir begegneten Ananda Moy Ma. Sie saß auf einem erhöhten Sitz im Garten – am Boden in Reih und Glied und sorgfältig in zwei Seiten nach Geschlecht getrennt, ihre Schüler. Im Hintergrund das Harmonium und die „Bajhans“, die spirituellen Lieder, welche die Größe und Liebe Gottes preisen.

Jeder kam mit einer kleinen Gabe und berührte den Boden vor ihr. Sie schien in einem anderen Bewusstseinszustand zu sein, vollkommen entrückt. Sie hob zwar ihre Hand in segnender Haltung, aber sonst war keine Resonanz sichtbar. Das hieß natürlich nicht, dass sie nicht alles, was um sie herum geschah, wahrnahm. Ich hatte gehört, dass sie in diesem Zustand oft Ratschläge erteilte oder wichtige Fragen beantwortet hatte.

Als der Darshan, was das Zusammentreffen von Meister und Schüler im Sanskrit bedeutet, vorüber war, trugen sie zwei Mönche ins nahe gelegene Haus. Dort saß sie regungslos, wie eine Statue und ein lebendiges Murti.

Lage danach saßen wir noch im Ashram und unterhielten uns mit anderen westlichen Schülern, die regelmäßig nach Indien kamen. Ein älterer Mann hatte offensichtlich zu meinem Bruder gesagt: „Komm, ich nehme dich mit hinauf in den Himalaya, da ist ein ganz, ganz, großer Yogi.“

Uns gegenüber hatte mein Bruder das nur kurz erwähnt, und wir maßen der Sache keine große Bedeutung zu, waren wir doch gänzlich auf Ananda Moi Ma fixiert.

Am drauf folgenden Tag sollten die Festlichkeiten vorbei sein und Ananda Moi Ma abreisen.

Mein Schwager und Bruder meinten, es wäre vielleicht ganz sinnvoll, wenn wir aufbrechen würden, eh sich die ganze Schar auf den Bahnhof begeben würde.

Also, fuhren wir zeitig zurück nach Hardwar. Dort gelang es uns unter großen Mühen drei Tickets nach Delhi zu bekommen. Es

hieß sogar anfangs, dass der Andrang so groß sei, dass wir wahrscheinlich eine ganze Woche lang auf die Zugfahrkarten warten werden müssen.

Als wir an dem Gleis auf dem der Zug nach Delhi eintreffen sollte standen, hatten wir eine eigenartige Begegnung.

Der Bahnsteig war ein Meer aus pilgernden Sadhus. Wir hatten ein ganzes Bündel an Geldscheinen bei uns, die wir den einzelnen Sadhus gaben. Als mir gerade wieder einer entgegenkam, gab ich ihm zwei Rupien.

Er hatte einen Stab an dem ein Bündel hing und trug eine zusammengefaltete Decke über der Schulter und nahm sie mit nach unten gesenktem Kopf und in leicht gebückter Haltung entgegen.

Auf einmal richtete er sich auf.

Der Mann war von schlanker, großer Statur, sein Haar und sein Bart waren schneeweiß.

Er sah jeden von uns an und als wir in seine leuchtenden Augen sahen, spürte jeder von uns das gleiche. Seine Augen trafen uns wie ein Blitz, sie waren wie lodernde Flammen.

Er nahm die Rupien und vollführte mit damit kreisende Bewegungen vor unserem Gesicht, gleich denen beim Aarti, einem hinduistischen Ritual bei dem einer Gottheit Licht dargeboten wird, segnete er uns laut und berührte mit seiner Hand unsere Köpfe.

Dann sagte er in perfektem Englisch:

“Euer Zug fährt auf Gleis 18. Geht über die Brücke sonst bekommt ihr ihn nicht mehr. Macht schnell“.

Wir waren total entgeistert und vollkommen baff.

Sekunden später war der alte Mann verschwunden. Mein Bruder hatte sich gerade noch einmal umgedreht, und gespürt wie dieser ihn im Vorübergehen gestreift hatte. Doch der Sadhu war nicht mehr zu sehen. Die zwei Männer liefen noch ein Stück den Bahnsteig entlang, weil sie nicht glauben konnten, wie er sich so plötzlich in Luft aufgelöst hatte, aber der Mönch war weg.

Dann kamen uns seine Worte in dem Sinn und wir beeilten uns das Gleis 18 zu erreichen. Wir hetzten über eine Überführung. Treppe rauf, Treppe runter – und da stand tatsächlich der Zug nach Delhi.

Der Schaffner winkte, wir sollten schnell noch einsteigen und schon ging es los.

Im Zug sprachen wir noch über das Erlebnis, sowohl mein Bruder, der Mathematiker und Physiker war, als auch mein Schwager, ein Naturwissenschaftler, waren sprachlos. Sie bemühten sich das Geschehene rational zu erklären. Doch es gelang ihnen nicht. Diese leuchtenden Augen, ich sehe sie noch vor mir. Es war so beeindruckend, dass man es nicht vergessen konnte: der große, alte, junge Mann.